

rungen oder Probleme überwinden. Das war hilfreich und notwendig, zweifellos, denn viele Menschen leiden unter diesen Problemen, die ihr sexuelles Erleben beschränken, sie in ihrem Selbstwertgefühl kränken und ihre Beziehung bedrohen. Also auch hier ein fortschrittliches Element, eine progressive Seite.

Andererseits führte die genaue Beschreibung von Masters und Johnson über physiologisch optimale Reiztechniken, ihre Vorschriften über eine faire, auf die Wünsche des anderen Rücksicht nehmende „sexuellen Interaktion“, ihre genaue Beschreibung des Ablaufs der sexuellen Reaktion (Erregungsphase, Plateauphase, Orgasmusphase, Rückbildungsphase) und ihre Angaben darüber, was bei einem „richtigen“ Orgasmus alles passiert (Atem- und Herzbeschleunigung, vaginale Kontraktionen, Farbveränderung am Körper, usw.) zu einer Normierung des sexuellen Verhaltens. Ihre Ergebnisse gaben sozusagen eine Checkliste des adäquaten Sexualverhaltens her: War die Erregungsphase zu lang, zu kurz, war sie gut koordiniert, war das Plateau auf gleichem Niveau, der Orgasmus gemeinsam, richtig, intensiv, multipel, die

Entspannung danach tief, das ganze spontan und echt? Orgasmus wurde zum entscheidenden Erleben der Sexualität, sie wurde darauf eingengt.

Die Sexualwissenschaft nahm sich, nun mit ausgefeilten Techniken, der normalen Sexualität, der Sexualität eines jeden an. Masters und Johnson wollten nicht normieren, ebensowenig wie Kinsey, sie wollten die Voraussetzung für sexuelle Entfaltung schaffen. Unversehens aber propagierten sie und ihre Anhänger, daß Sexualität ein mächtiger Bestandteil jeder Beziehung ist und in jedem Abschnitt der Beziehung ein wichtiger Bestandteil zu sein habe – und das ist ein weitgehend ideologischer Anspruch und ein ganz und gar unsinniger. Die Leute verließen sich nun nicht mehr auf sich. Mehr und mehr ganz „normale“ Menschen, d. h. solche ohne jede erkennbare Störung im Sinne einer Impotenz oder Frigidität, meldeten sich in den USA auf dem therapeutischen Sexmarkt und wollten sich durch Kurse zur ehelichen (sprich: sexuellen) Bereicherung auf den richtigen Kurs bringen lassen.

Eine vernünftige, von Ängsten gesäuberte, effektive (im Sinne der Orgasmusfähig-

keit), konfliktfreie, von allen Ecken und Kanten befreite Sexualität, rational und clean, wie die spätkapitalistische Welt scheinbar ist, sollte entstehen. Die Sexualforscher gingen daran, sexuellen Genuß „gültig“ zu definieren, ihn „positiv“ vorzuschreiben – und das ist kaum weniger kontrollierend als das Genußverbot früherer Zeiten.

Die vier Beispiele zeigen, daß die Sexualwissenschaft beides geschafft hat: Befreiung von alten Beschränkungen, auch Befreiung von Leiden und zugleich neue Kontrollen, Zwänge oder (bei den Perversionen und der Homosexualität) neue Verfolgungsmöglichkeiten. Dies läßt sich für alle wichtigen sexualwissenschaftlichen Ergebnisse und Theorien nachweisen. Dies Doppelcharakter, der grundsätzlich der Sozialwissenschaft eigen ist, müssen wir Kopf haben, wenn wir uns ansehen, was die Wissenschaft zum Thema Sexualität zu sagen hat.

Gunter Schmidt, 46, Diplom-Psychologe, Professor an der Abteilung für Sexuallforschung der Psychiatrischen Klinik, Universität Hamburg.

Nutzt Sexualwissenschaft?

Wenn auch Ergebnisse der Sexuallforschung und fachliche Äußerungen von Sexualwissenschaftlern nicht unkritisch aufzunehmen sind, so hat doch die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sexualität sehr zur Entlarfung von Vorurteilen und zu einem besseren Verständnis unseres Sexuallebens beigetragen. Helmut Kentler hebt in seinem Beitrag diese aufklärerische Wirkung der Sexualwissenschaft hervor und verweist insbesondere auf Arbeiten und Projekte der sexualwissenschaftlichen Institute in Frankfurt und Hamburg, die dezidiert auf eine Verbesserung des rechtlichen, therapeutischen und beraterischen Umgangs mit sexuellen Problemen ausgerichtet sind. Ausgehend von eigenen Erfahrungen sieht der Autor den Nutzen der Sexualwissenschaft vor allem darin, daß sich heute jeder ihre Theorien und Ergebnisse für seine sexuelle Selbstverständigung nutzbar machen kann.

Helmut Kentler

Es gibt ein drastisches Beispiel dafür, wie notwendig wissenschaftlich fundierte Auffassungen von der Sexualität sind:

1957 hatte das Bundesverfassungsgericht darüber zu entscheiden, ob die damals bestehenden Strafvorschriften gegen die männliche Homosexualität (§§ 175 f. StGB) im Widerspruch zum Gleichheitssatz des Grundgesetzes (Art. 3) ständen. Um seine Sachkenntnis zu erweitern und zu überprüfen, hörten die Richter Spitzenvertreter der einschlägigen Wissenschaften (u. a. den Sexualwissenschaftler Hans Giese, den Psychiater Ernst Kretschmer, den Psychologen und Pädagogen Oswald Kron, den Soziolo-

gen Helmut Schelsky) als Gutachter. Die Fragen, zu denen sie Stellung zu nehmen hatten, lauteten in Kurzfassung (ich übernehme im folgenden Begriffe und Sprachstil des Urteils):

1. Bestehen im Triebleben wesentliche Unterschiede zwischen Mann und Frau?
2. In welcher Richtung stellen männliche Homosexualität einerseits und lesbische Liebe andererseits eine soziale Gefährdung dar?
3. Besteht ein Unterschied in der Aktivität und Hemmungslosigkeit bei geschlechtlichen Handlungen zwischen Männern und Frauen, so daß der Grad der Verbreitung solcher Handlungen und die Gefahr der

Verführung insbesondere Jugendlicher verschieden ist?

Es ist geradezu verwunderlich, wie weitgehend die Äußerungen der Wissenschaftler übereinstimmen:

Die männliche Sexualität sei vom Fortpflanzungszweck freigestellt, so daß ein Antriebsüberschuß entstehe, der den Mann spezifisch gefährde („Verfall an die Sinnlichkeit des Erlebens“). Bei der Frau hingegen sei der Organismus auf Mutterschaft angelegt; allein schon infolge ihrer biologischen Vorbelastung (Menstruation, Schwangerschaft usw.) weise die Frau eine geringere sexuelle Aktivität auf. Von Natur aus sei dem Mann das Fordernde und Drängende, der Frau das Ausweichende und Hingebende eigen. Diese Unterschiede wirkten sich auch auf das homosexuelle Verhalten aus: Die beiden Komponenten des Trieblebens – körperliche Geschlechtsgier (Sexualität) und zärtliche Empfindungsfähigkeit (Erotik) – seien bei vielen Männern und insbesondere bei den Homosexuellen getrennt, während bei der Lesbierin Erotik und Sexualität derart miteinander verschmolzen seien, daß das Zärtlichkeitsbedürfnis, das frauenliche und mütterliche Gefühl überwiege. Darum seien männliche Homosexuelle

weitaus gefährlicher als weibliche. Die Lesbierin begnüge sich im allgemeinen mit einer einzigen Partnerin, und sie bevorzuge die gleichaltrige Frau, während der männliche Homosexuelle eine Vielzahl von Partnern, möglichst im jugendlichen Alter suche. Lediglich der Soziologe Schelsky wich von diesen Meinungen deutlich ab. Er beschränkte sich auf die Feststellung, daß die Unterschiede zwischen Frau und Mann entscheidend in ihren sozialen Rollen begründet seien und daß unterschiedliche Auswirkungen männlicher und weiblicher Homosexualität nicht zuletzt dadurch entstünden, daß nur die erstere strafrechtlich verfolgt werde.

Das Bundesverfassungsgericht zog aus den Gutachten wesentliche Folgerungen für seine Entscheidung. Die grundlegenden, im Biologischen begründeten Vermiedenheiten von Frau und Mann rechtfertigten – so lautet eine Kernaussage des Urteils – eine unterschiedliche Behandlung der Geschlechter, denn Voraussetzung für die Anwendung von Art. 3 Abs. 3 des Grundgesetzes sei, daß „den für Mann und Frau zu vergleichenden Tatbeständen wesentliche Elemente gemeinsam sind, die verglichen werden können“. So wie Gleichberechtigung „keine Rolle im gesamten Gebiet des Mutterschutzes“ spiele (denn Männer können keine Mütter werden), so könne es auch keine Gleichberechtigung von männlichen und weiblichen Homosexuellen geben (denn „wenn der biologische Geschlechtsunterschied den Lebenssachverhalt so entscheidend prägt, daß etwa vergleichbare Elemente daneben vollkommen zurücktreten ... dann sind für eine natürliche Auffassung vergleichbare Tatbestände nicht mehr gegeben, so daß die verschiedene Behandlung von Mann und Frau mit den in Art. 3 Abs. 3 GG gebrauchten Begriffen ‚Benachteiligen‘ und ‚Bevorzugen‘ nicht mehr sinnvoll zu erfassen ist – sie passen nicht mehr“).

Dieses Urteil des Bundesverfassungsgerichts wirkt bis in unsere Zeit nach. Es hat nicht nur den männlichen Homosexuellen Unrecht getan, sondern auch den weiblichen, und es hat darüber hinaus ganz falsche Vorstellungen vom Frau- und Mannsein, von männlicher und weiblicher Sexualität, auf lange Dauer festgelegt. Schuld daran haben nicht die Richter, sondern die von ihnen angehörten Wissenschaftler, und auch diesen kann allenfalls vorgeworfen werden, daß sie, statt wissenschaftlich gesicherte Daten auszuwerten, wissenschaftlich verbrämte Vorurteile vortrugen. Aber diese Kritik aus heutiger Sicht tut wiederum den damaligen Wissenschaftlern Unrecht. Damals nämlich, als die Gutachter ihre Auffassungen vortrugen, erlebte die Bevölkerung der Bundesrepublik den Höhe-

punkt einer Restaurationsphase (1957 wurde das Saarland wieder deutsch, wurde in Rom der EWG-Vertrag unterschrieben, erlang Adenauer die absolute Mehrheit, wurde Brandt Regierender Bürgermeister in Berlin (West), umkreiste Sputnik I die Erde).

Die Sexualwissenschaft vegetierte im Verborgenen, im Privaten. Sie hatte ihre Ausrottung durch den Nationalsozialismus noch nicht überwunden, sie machte gerade erste tastende Versuche, einen Anschluß an den internationalen Forschungsstand zu finden (1954 war als erstes Ergebnis, das sich sehen lassen konnte, der von Giese und Willy herausgegebene fast 1000 Seiten starke Sammelband „Mensch, Geschlecht, Gesellschaft – Das Geschlechtsleben unserer Zeit gemeinverständlich dargestellt“ in einem Pariser Verlag erschienen, mit einer deutschen Lizenz Ausgabe in einem winzigen Verlag in Frankfurt a. M.).

Aber gab es jenseits unserer Grenzen für die wenigen Sexualwissenschaftler der Bundesrepublik wirklich wesentlich Neues zu lernen? Die Kinsey-Berichte, die zum ersten Male ausführliches Material über das Sexualverhalten vorlegten, stießen, als sie 1954 und 1955 in deutscher Sprache herauskamen, auf große Skepsis, sogar Ablehnung, ebenso wie neuere psychoanalytische Arbeiten aus den USA, Frankreich und England. Die wichtigen Veröffentlichungen, die unsere heutigen Vorstellungen von der Sexualität und vom Frau- und Mannsein prägten, standen 1957 alle noch aus: Die grundlegende Arbeit von Masters und Johnson über die sexuelle Reaktion bei Frauen und Männern erschien in Amerika 1966; das Buch von Margret Mead „Mann und Weib – Das Verhältnis der Geschlechter in einer sich wandelnden Welt“, das besonders eindrücklich die gesellschaftlichen Einflüsse auf die Ausformung der Geschlechterrollen beschrieb, war zwar in deutscher Übersetzung bereits 1955 in einem schweizer Verlag herausgekommen, aber es beeinflusste noch kaum die Vorstellungen der Wissenschaftler, die Veröffentlichung, die das Verständnis der weiblichen Sexualität geradezu revolutionierte, die Untersuchung von Mary Jane Sherley über die sexuelle Potenz der Frau, erschien in den USA erst 1966, in der Bundesrepublik endlich 1974, bis 1957 lag keine einzige Untersuchung über die sogenannten Perversionen vor, die diese aus dem Schreckenskabine herausgebracht hatte, in das sie Kraft-Ebing eingesperrt hatte; über Homosexuelle schließlich gab es zwar viele Einzelfallstudien, aber keine einzige Untersuchung über größere, repräsentative Gruppen.

Ich frage mich manchmal, ob die Emanzipationsbewegungen in den westlichen In-

dustrielländern – die Frauen- und Schwulenzbewegung, aber auch manche Fortschritte der Jugendemanzipation – ohne die neueren Erkenntnisse der Sexualwissenschaft überhaupt möglich gewesen wären. Jedenfalls sind sexuelle Fragen und Probleme wichtige Kristallisationspunkte in diesen Bewegungen und es ist vor allem ihnen zu verdanken, daß die Ergebnisse der Sexualforschung nicht in Buchdeckeln verschlossene Weisheiten bleiben, sondern daß sie umgesetzt werden in ein neues Selbstverständnis, in praktisches Handeln und daß die Erkenntnisse und Einsichten auch an jene gelangen, die keine Bücher lesen. Dabei ist durchaus eine Wechselbeziehung entstanden: Auch die Sexualwissenschaftler haben von den Emanzipationsbewegungen gelernt, teilweise gehören sie selbst zu den tragenden Gruppen, teilweise ist Sexualforschung sogar eine Arbeit von Betroffenen geworden. Die Untersuchung „Arbeiter-Sexualität“ von Schmidt und Sibusch wäre ohne das Engagement der beiden Autoren in Studentenbewegung und Apo-undenkbar, der Veröffentlichung von Dannecker und Reiche „Der gewöhnliche Homosexuelle“ ist bis in die Fragestellungen hinein das Engagement Danneckers in der frühen Homosexuellenbewegung anzumerken; für die heutige Frauenbewegung so grundlegende Werke wie „Sexismus – Über die Abtreibung der Frauenfrage“ von Marielouise Janssen-Jurreit oder „Sexus und Herrschaft – Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft“ von Kate Millet verdanken ihre Existenz der Tatsache, daß ihre Autorinnen in der Frauenbewegung arbeiten; das herausragende Buch der Feministin Juliet Mitchell über „Psychoanalyse und Feminismus“ ist bewußt Problemen gewidmet, die heute im Zentrum der geistigen Auseinandersetzung mit dem Patriarchat stehen.

Lebenspraktische Forschungsfragen

Die Zuwendung zu lebenspraktischen Fragen, die Berücksichtigung politischer Gegebenheiten und die Aufnahme soziologischer Fragestellungen kennzeichnen seit Ende der sechziger Jahre vor allem die Sexualwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. Wie weitgehend die Sexualwissenschaft hierzulande bis dahin psychiatrisch und philosophisch-anthropologisch ausgerichtet war, haben Hans Giese und Gunter Schmidt in der Einführung zu ihrem Buch „Studenten – Sexualität“ aufgezeigt. Mit dieser 1968 erschienenen Untersuchung sexueller Einstellungen und Verhaltensweisen von Studentinnen und Studenten begann die empirische Sexualforschung. Es folgten Untersuchungen zum

Sexualverhalten von Schülern und jungen Arbeitern, über psychosexuelle Stimulation und vergleichende Untersuchungen über Sexualstraftäter. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen hatten unmittelbare Auswirkungen auf die Lebenswirklichkeit – sie beeinflussten zum Beispiel stark die Arbeit des Sonderausschusses des Bundestages für die vierte Strafrechtsreform. Die Untersuchungen über sexuelle Stimulationswirkungen wurden außerdem von der „Kommission für Obszönität und Pornographie“ des amerikanischen Kongresses ausgewertet. Die Festlegung auf Forschungsfragen mit unmittelbarer Praxisrelevanz hat sich in den folgenden Jahren – wenn ich es richtig sehe – eher noch verstärkt: so läuft am Hamburger Institut für Sexualforschung seit Jahren ein Therapieprojekt für nichtinhaftierte Sexualstraftäter (siehe dazu den Beitrag von Margret Hauch u. a. in diesem Heft) und es wurde dort – als Modifikation und Erweiterung der von Masters und Johnson entwickelten Paartherapie – ein Konzept zur Behandlung sexueller Funktionsstörungen entwickelt. In Hamburg besteht auch seit einigen Jahren eine Modell-Sexualberatungsstelle, deren Arbeit vom Institut für Sexualforschung wissenschaftlich begleitet wird.

An der Frankfurter Abteilung für Sexualwissenschaft wird neben einer Untersuchung über Sexualität im Alter und der Ausarbeitung eines Modells für die sexualmedizinische Fortbildung von Ärzten grundlegend an humanen Therapiekonzepten gearbeitet. Das vor allem von Reiche und Sigusch entwickelte Untersuchungs- und Behandlungsprogramm für transsexuelle Patienten dürfte auch im internationalen Vergleich einzigartig dastehen. Wer sich über das Spektrum der bundesdeutschen Sexualforschung informieren will, den möchte ich hinweisen auf den von Sigusch herausgegebenen Band „Therapie sexueller Störungen“ (Stuttgart: Thieme 1979), auf den von Schorsch und Schmidt herausgegebenen Sammelband „Ergebnisse zur Sexualforschung“ (Köln: Kiepenheuer und Witsch 1975), auf das Buch von Sigusch „Sexualität und Medizin“ (Köln: Kiepenheuer und Witsch 1979), auf das von Arentewicz und Schmidt herausgegebene Buch „Sexuell gestörte Beziehungen“ (Berlin: Springer 1980), sowie auf die im Enke-Verlag erscheinende Reihe „Beiträge zur Sexualforschung“. Nebenbei: wer wenigstens diese Arbeiten kennt, wird feststellen, daß die jüngst von Ernest Borneman aufgestellte Behauptung, aus der Bundesrepublik würden „heutzutage so gut wie keine Forschungsergebnisse mehr kommen“, auf purer Unkenntnis beruht.

Wenn vom Nutzen der Sexualwissenschaft die Rede ist, darf ich nicht auslassen,

was sexualwissenschaftliche Veröffentlichungen mir selbst bedeutet haben. Ich weiß noch sehr genau, wie ich nach 1945, als endlich wieder solche Bücher zu bekommen waren, durch Lektüre Bausteine für Bausteine zusammengeklaut habe, um mein Selbstverständnis abzuklären und mir ein stabiles Selbstbewußtsein aufzubauen: 1946 tauschte ich gegen meine wöchentliche Zigarettenzuteilung ein Exemplar des 1925 erschienenen Buches von Hans Licht „Liebe und Ehe in Griechenland“. Zum erstenmal fand ich hier Begriffe, mit denen ich bezeichnen konnte, was in meinem Kopf schon so lange vorging. Dann lieh mir ein älterer Herr vom „Christlichen Verein junger Männer“ das Buch „Corydon“ von André Gide. Dieses Buch nahm mir meine Angst, mißraten und verworfen, eine biologische Minusvariante zu sein. Als ich dann schließlich den Bericht von Konrad Lorenz über die homosexuelle Beziehung zweier Grauganserichte las, war mit dies Anstoß, die Behauptung der Unnatürlichkeit der Homosexualität in Frage zu stellen und grundsätzlich an der Bedeutsamkeit von Natur-Argumenten für die menschliche Sexualität zu zweifeln. Als ich dann in Zürich studierte, erhielt ich von „Rolf“, dem Vorsitzenden vom „Kreis“ (das war die Schweizer Homosexuellenvereinigung) einen Fragebogen, den Hans Giese für seine Untersuchung „Der homosexuelle Mann in der

Welt“ verschickt hatte. Ich fühlte mich wichtig, weil ich Objekt einer wissenschaftlichen Untersuchung war, und ich versuchte mein erstes – so nennt man das heute – Coming gut. Ich beantwortete nicht nur die Fragen, sondern ich schrieb an Giese einen langen Begleitbrief, in dem ich Träume und Wirklichkeiten meines Sexuallebens schilderte.

Ich bin sicher: Auch heutzutage nützt Sexualwissenschaft dadurch am meisten, daß sie einzelnen Menschen zur Selbstverständigung verhilft. Für sie ist es heute nicht mehr so mühsam, und sie sind nicht so ausschließlich auf ihr Fingerglück angewiesen wie ich. Ihnen stehen ganze Bibliotheken zur Verfügung, und sie können einzelne, sogar Gruppen finden, mit denen sie über ihre Lektüre reden können. Ich finde, das ist ein großer Fortschritt.

Helmut Kentler, Jg. 28, Prof. f. Sozialpäd., Uni Hannover Letzte Veröffentlichungen: Taschenlexikon Sexualität, Schwann 1982; Die Menschlichkeit der Sexualität, Kaiser 1983; Sexualwesen Mensch, Hoffmann u. Campe 1984.



Patrichalischer Zynismus

Biologie und Sexualität der alternden Frau im Blickwinkel der Schulmedizin

Befreiung und Kontrolle der Sexualität sind zwei untrennbare Seiten der Sexualwissenschaft. Ihre kontrollierende, modellierende Wirkung ist in letzter Zeit besonders dort aufgespürt worden, wo sich männliche Mediziner, vor allem Gynäkologen, mit der Sexualität der Frau beschäftigen haben. Die Tendenz zu medizinischer und patriarchalischer Anmaßung dieser Art Sexualwissenschaft demonstriert Doritt Cadura-Saf an einem Mediziner-Aufsatz über die Sexualität der alternden Frau.

Doritt Cadura-Saf

In der Fachzeitschrift für Gerontologie (Nr. 16) ist 1983 ein Artikel erschienen über „die Biologie der weiblichen Sexualität im Alter“, der meines Erachtens nicht widersprochen bleiben sollte. Der Autor dieser Arbeit ist Professor Dr. C. Lauritzen, Frauenklinik Ulm. Er selbst faßt diesen Artikel so zusammen:

Zusammenfassung: Im Alter, von der Menopause an, nimmt die Sexualität bei einem hohen Prozentsatz der Frauen ab. Ursachen sind vielfältig: Schlechtes Befinden, Beschwerden, Einschränkung der körperlichen Leistungsfähigkeit, Atrophie des Genitales, gynäkologische Operationen, Verhalten des

Partners und anderes. Andererseits kann die Sexualität auch lange voll erhalten bleiben. Auf jeden Fall ist das Bedürfnis nach Zuneigung, Zärtlichkeit und sexueller Beziehung fast immer vorhanden, und seine Befriedigung sollte gefördert werden. Die sexuellen Reaktionen sind herabgesetzt und verlangsamt. Deshalb ist oft eine Änderung des Rollen- und Verhaltensmusters des Partners im geschlechtlichen Kontakt erforderlich. Die Partner sollten ihre gegenseitigen Probleme und Wünsche kennen, Verständnis zeigen und sich aufeinander einstellen. Beratung, Verhaltenstherapie und eine Behandlung mit Sexualhormonen können dazu beitragen, die Schwierigkeiten zu beseitigen.

Dieser Aufsatz beruht auf Methoden und Annahmen, die zur Kritik Anlaß geben. Zunächst handelt es sich um die leidige